

Auch um Ludwig Uhland ist es still geworden

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1988)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch um Ludwig Uhland ist es still geworden

Könnten Sie sich, liebe Leserin, lieber Leser, Ihre Erlebniswelt vorstellen ohne Verse wie diese: „Die linden Lüfte sind erwacht“, „Droben stehet die Kapelle“, „Bei einem Wirte wundermild“? Ich nicht. Diese „Einkehr“ zum Beispiel. Das Gedicht öffnete dem etwa zehnjährigen tumben Buben zum allererstenmal so richtig das goldene Tor der Poesie. „Bei einem Wirte wundermild,/Da war ich jüngst zu Gaste;/Ein goldner Apfel war sein Schild/An einem langen Aste“: Das tönte von der Sache her ganz nach bäuerlichem Alltag und war daher nichts Außergewöhnliches: Aber die Umsetzung in den bildlichen Vergleich in Verbindung mit andern Dingen, für die ich keinen Namen wußte, gab den bekannten Vorgängen rund um den „guten Apfelbaum“ eine seltsam bezwingende neue Bedeutung. Ich mußte jedenfalls immer wieder daran herumrätseln, und aus der Rückschau stelle ich fest: Der Dichter Ludwig Uhland (geb. 26. April 1787, gest. 13. November 1862) ließ mich damals einen ersten Blick in ein Wunderreich tun, dessen künstlerische Gesetzmäßigkeiten — Rhythmus, Sprachmelodie, Metaphorik, Lautmalerei — mir freilich noch verborgen blieben, deren Wirkung auf den erwachenden Verstand und ein aufnahmebereites Gemüt ich aber zu spüren bekommen hatte. Schon die Wendung „Bei einem Wirte wundermild“ mit dem eigenartig nachgestellten Beiwort war ein Zeichen dafür, daß es Menschen geben mußte, die einen mit einfachsten sprachlichen Mitteln zu verzaubern wußten.

Die dankbare Bewunderung (oder bewundernde Dankbarkeit) für Ludwig Uhland wuchs, als ich seine Balladen kennenlernte, die „Schwäbische Kunde“ zum Beispiel („Als Kaiser Rotbart lobesam . . .“), oder „Des Sängers Fluch“, „Das Glück von Edenhall“, „Der blinde König“. Je eingehender ich mich mit ihnen befaßte, desto klarer wurde mir, daß das berühmte Dichter-„Rezept“ aus Goethes „Sängern“ — „Ich singe, wie der Vogel singt . . .“ — nur die halbe Wahrheit darstellt. Wohl ist Dichtenkönnen eine Gottesgabe, aber sie verlangt meist auch harte Arbeit. Man lese beispielsweise in Ernst Segessers schönem Buch „Am goldenen Tor“ (P. Haupt, 1969) die Entstehungsgeschichte der Ballade „Der blinde König“ nach: Zehn Jahre lang arbeitete der Dichter an diesem Stoff, ergänzte, vertiefte ihn (u. a. unter Beizug einer alten dänischen Königssage), feilte daran herum . . .; erst die 23. Fassung bestand vor seinem strengen Urteil!

Doch Uhland war nicht nur Dichter. Seine Beliebtheit im Schwabenland („Der Schiller und der Hegel, der Uhland und der Hauff, das ist bei uns die Regel, fällt weiter gar nicht auf“) beruht eben-

sosehr auf seiner wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit. Nach einem lustlosen juristischen Studium verbrachte Uhland ein halbes Jahr in Paris. Beim Aufstöbern und Durchforschen altfranzösischer und altdeutscher Dokumente in den dortigen Archiven (Heldenepen, Sagen, Volks- und Minnelieder) betrat er den Boden, auf dem er seine große wissenschaftliche Lebensleistung erbringen sollte, als erster Biograf Walthers von der Vogelweide zum Beispiel, als a.-o. Professor für deutsche Sprache und Literatur in Tübingen und, seit 1832 bis zum Lebensende 1862, als Privatgelehrter. Annette von Droste lernte ihn kennen, als er eines Tages mit Jacob Grimm und andern gelehrten Häuptern auf der Meersburg am Bodensee eintraf, dem Wohnsitz des Nibelungenforschers Freiherrn von Laßberg, ihres Schwagers. Die Dichterin muß den Gesprächen der Herren Germanisten zeitweise beigewohnt haben; jedenfalls machte sie sich später heimlich lustig über die „Nibelungenreuter“ und ihr Gelehrtendeutsch. Den berühmten Dichterkollegen aber nennt sie „ein gutes, schüchternes Männchen“.

Lebendiger noch als die wissenschaftliche lebt die politische Arbeit Uhlands im Volksbewußtsein weiter. Der zu Ansehen gelangte Doktor der Rechte wurde mit 33 Jahren in den württembergischen Landtag gewählt und setzte sich dort mannhaft für das „gute alte Recht“ ein. Wie ernst er die Aufgabe nahm, belegt die folgende kleine Episode. Als er seine (übrigens gut betuchte) Braut Emilie Vischer zum Altar führte, geschah dies huschhusch zwischen zwei Landtagssitzungen!

Die dauernde Sympathie seiner Mitbürger erwarb sich Uhland schließlich als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, „Paulskirche“ genannt. Nach dem „Schiffbruch aller nationalen Hoffnungen“ (so in einem Brief an Alexander von Humboldt) wurde sein Wort aus einer Paulskirche-Rede, es werde „kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist“, für die liberal gesinnte deutsche Bürgerschaft zum tröstlichen Vermächtnis.

Uhland und die Schweiz? Stellvertretend für diese recht lebhaften Beziehungen sei an die Ballade „Tells Tod“ erinnert. Sie berichtet in zwölf achtzeiligen Strophen von der zweiten großen Tat des schweizerischen Nationalhelden. Tell, nun ein Mann mit „greisem Haar“ rettet einen Knaben aus den wilden Fluten des Schächenbachs und verliert sein Leben. Die erste Freiheitstat („wo du den Vogt getroffen“) sei weltberühmt geworden, sagt der Dichter; eine Kapelle erinnere stets daran.

*Doch hier, wo du gestorben, / Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben / Ein schmucklos' Kreuz von Stein.*

Hans Sommer